

Saraceno, Chiara, 2015: A Critical Look to the Social Investment Approach From a Gender Perspective. In: *Social Politics: International Studies in Gender, State & Society*. 22 (2), 257-269.

Senghaas-Knoblauch, Eva, 2008: Care-Arbeit und das Ethos fürsorglicher Praxis unter neuen Marktbedingungen am Beispiel der Pflegepraxis. In: *Berliner Journal für Soziologie*. 18 (2), 221-243.

Simon, Michael/**Tackenberg**, Peter/**Hasselhorn**, Hans-Martin/**Kümmerling**, Angelika/**Büscher**, Andreas/**Müller**, Bernd Hans, 2005: Auswertung der ersten Befragung der NEXT-Studie in Deutschland. Wuppertal, Internet: <http://www.next.uni-wuppertal.de/index.php?artikel-und-berichte-1> (17.7.2017).

Statistisches Bundesamt, 2017a: 5,2% der Beschäftigten in der Kinderbetreuung sind männlich. Zahl der Woche vom 25. April 2017. Internet: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/zdw/2017/PD17_17_p002pdf.pdf?__blob=publicationFile (17.7.2017).

Statistisches Bundesamt, 2017b: Pflegestatistik 2015. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung. Deutschlandergebnisse. Wiesbaden.

Theobald, Hildegard/**Szebehely**, Marta/**Preuß**, Maren, 2013: Arbeitsbedingungen in der Altenpflege. Die Kontinuität der Berufsverläufe – ein deutsch-schwedischer Vergleich. Berlin.

Wie subsidiär ist {der} ‚Care‘(-Diskurs)?

MICHAEL STIEGLER. TATJANA SCHÖNWÄLDER-KUNTZE

Der Begriff ‚care‘¹ ist en vogue. Allerdings konstatieren einige derer, die damit freilich gleichermaßen an der diskursiven Konjunktur beteiligt sind, ein Unbehagen an diesem Phänomen. Das liegt vor allem an der Befürchtung, dieser Diskurs könnte dazu beitragen, gesellschaftliche Strukturen zu legitimieren, zu restituieren und folglich zu stabilisieren, um deren Überwindung es ginge: Nämlich u.a. die Überwindung der Hierarchisierung bestimmter gesellschaftlicher Aufgaben, die sich nicht nur in der unterschiedlichen Bezahlung ausdrückt, sondern auch die Geschlechterdifferenz spiegelt und zunehmend neue Segregationsprozesse mit sich bringt – man denke an die Arbeitsmigration auf dem weiten Gebiet, das die notwendige Care-Arbeit berührt. Zugespitzt lautet die (selbst-)kritische Frage: Wie subsidiär ist der ‚Care‘-Diskurs selbst – nicht den Bedürftigen gegenüber, sondern gegenüber einer immer fragwürdiger werdenden Gesellschaftsordnung?

Wir stellen diese Frage, nicht um eine umfassende, sämtliche Bedeutungsvarianten und Verwendungsnancen inkludierende (Neu-)Bestimmung des Begriffes vorzulegen, sondern um darauf aufmerksam zu machen, von welchen zumeist impliziten Denkmustern der Care-Diskurs selbst geprägt ist, um so – mit Michel Foucault – an die Grenzen des Denkraumes zu gelangen (Foucault 2005, 707), innerhalb dessen ‚Care‘ begrifflich gefasst wird. Das ist sinnvoll, sollen diese Grenzen in emanzipatorischer Absicht überstiegen werden. Der Appell lautet: Die hegemoniale, ihren vielfältigen diskursiven Erscheinungsformen zum Trotz auf Reziprozität reduzierte

Bedeutung von ‚Care‘ zu erweitern. Philosophisch gesprochen geht es uns darum offen zu legen, dass der prominente gängige Diskurs mit wenigen Ausnahmen innerhalb eines tauschökonomischen Paradigmas stattfindet, d.h. kategorial einem auf Reziprozität basierenden Verständnis von Care verhaftet bleibt.

Mit dieser Beobachtung schließen wir an zwei Aufsätze an, die der Verwendung des ‚Care‘-Begriffs im deutschen Sprachraum einerseits (Haug 2011) und der Verwendung des Prädikats ‚sozialinvestiv‘ im politischen Diskurs andererseits (Nolan 2013) gelten. Während die erste explizit dem Nomen ‚Care‘ gilt, zeigt die zweite, wie politisch funktional Begriffe und deren semantische Verschiebungen sind – auch wenn das nicht intendiert sein muss und/oder implizit bleibt. Vor diesem Hintergrund skizzieren wir das, was man die pragmatische Seite des ‚Care‘-Diskurses nennen kann, also das Spektrum des derzeitigen deutschen Sprachgebrauchs. Hier zeigen sich neben einer großen Unbestimmtheit des Begriffs auch im Folgenden näher zu erläuternde reduktionistische Denkmuster. Von dort gehen wir über zur (sozial-)philosophischen Funktion von ‚Care‘, die v.a. darin besteht, Gerechtigkeits-Konzeptionen komplementär zu ergänzen. Das spiegelt die in Nolans Kritik an der programmatischen Verschiebung von restituierenden zu investierenden staatlichen (Hilfe-)Leistungen aufscheinende Differenz. Im Anschluss verweisen wir auf zwei feministische Positionen, von denen Joan Trontos Ansatz (Tronto 2000, 2016) unserem Appell nach einem nicht-reduktiven Verständnis von ‚Care‘ sehr nahe kommt. Allerdings gilt es das auch *grundlegend* in der Theoriebildung zu verankern – sodass wir zuletzt eine Definition von ‚Care‘ geben, mit der wir die Bedeutung von ‚Care‘ im oben genannten Sinne wenn nicht verschieben, so doch erweitern wollen.

Diskurskritische Perspektiven

Aus einer diskurskritischen Perspektive stellen wir also die Frage: Wie subsidiär ist der ‚Care‘-Diskurs selbst in Bezug auf das Denken und Handeln und die damit verbundenen Institutionen, die er aus einer feministisch-kritischen Perspektive wenn nicht überwunden, so doch substantiell korrigiert haben will? Macht er sich – in Abwandlung eines Zitats von Nancy Fraser, das ihre Sorge um die Ziele des Feminismus insgesamt zum Ausdruck bringt – zur „Magd des Neoliberalismus“ (Fraser 2013)? Hilft er dabei, Care zum Mittel zu degradieren, das (scheinbar) notwendig ist, um ‚wettbewerbsfähig‘ zu bleiben, aber an sich selbst keinen Wert oder Zweck hat? Oder, um deutlicher zu werden: Wie kritisch, aber auch transformativ wirksam kann dieser Diskurs sein, wenn er sich zwei, das moderne Denken bestimmende Kategorien unhinterfragt zu eigen macht? Damit sind a) das scheinbar notwendige Zweckerfüllungspostulat (keine Handlung ohne Absicht) mit all seinen Implikationen sowie b) die ebenso scheinbar notwendige Hierarchisierung der Relata (z.B. Ärzt_innen und Patient_innen) im Zusammenhang mit Care-Praxen gemeint.² Anders gefragt: Wie müsste ‚Care‘ konzeptuell gefasst werden, um als Chiffre (s)ein emanzipatorisch-reformierendes Potential entfalten zu können – nicht nur im Sinne

eines komplementären Ausgleichs gesellschaftlicher Notwendigkeiten oder Defizite, die die Gesellschaft selbst erst geschaffen hat bzw. solcher, die der Theoriebildung geschuldet sind? Ließe sich ein Care-Begriff konzipieren, der sich wenigstens zum Teil dem Zweckerfüllungspostulat wie auch der Hierarchisierung entzöge und gerade dadurch seine subsidiäre Funktion gegenüber dem Status quo einbüßte?

Diese Fragen gelten einer strategisch eingesetzten, zuweilen in ihrer Wirkung aber nicht reflektierten Pragmatik von Begriffen. Das findet sich bereits in Frigga Haugs Kritik an der Ersetzung des Begriffs ‚Feminismus‘ durch ‚Gender‘ gepaart mit dem Gebrauch des englischen ‚Care‘ (Haug 2011). Haugs Kritik macht deutlich, dass ein kritisch-reformativer Diskurs, der der Überwindung von Hierarchien dienen will, sich begrifflich selbst demontiert, wenn er mit Begrifflichkeiten hantiert, die nicht explizit benennen, worum es geht. Ebenso findet sich auch in Brian Nolans Analyse des Gebrauchs von ‚sozialinvestiv‘ in Begründungsdiskursen zur Gestaltung der Wohlfahrtsökonomie diese Kritik (Nolan 2013). Nolans Analyse zeigt für unseren Zusammenhang beispielhaft, inwiefern die Verwendung von ‚sozialinvestiv‘ dazu dient, dem ökonomischen Zweckerfüllungspostulat in Bezug auf Produktivitätsanforderungen Gehorsam zu leisten und das Abschaffen ‚unproduktiver‘ finanzieller Leistungen legitimiert.

Haug kritisiert mit Blick auf die Verwendung von ‚Care‘ nicht nur, dass es sich um einen vagen Sammelbegriff für unterschiedlichste Praxen handelt, sondern mit ihm auch Gefühle rationalisierbar werden, indem die ‚zwischenmenschlichen Tätigkeiten‘ „als ‚personenbezogene Dienstleistungen‘ klassifiziert werden“, sodass „sie (...) aus der unbegrifflichen Sphäre der Gefühle in der Arbeit in die rationale Betrachtung der Betriebssoziologie gewechselt“ (ebd., 360) sind. Insbesondere erscheine ‚Care‘ aber als sprachliche Lösung für ein Problem, das entsteht, wenn man Reproduktion bloß so versteht, dass Care-Praxen ihre Konsument_innen für den ökonomischen Produktionsprozess fit machen (sollen). Die darüber hinausgehenden Bedeutungen lösen sich folglich in einem ökonomistischen Verständnis intersubjektiver Zuwendung(spraxen) auf: „Doch die Übergabe des Bedeutungsfeldes der Reproduktion an das Wort ‚care‘ bedeutet viel mehr. Nach der Verallgemeinerung des Füreinandersorgens unter Rubriken wie immaterielle, affektive und emotionale Arbeit waren die Türen geöffnet, solche Dimensionen mehr oder minder bei jeder Arbeit, vornehmlich aber im Dienstleistungssektor zu entdecken. (...) Verloren wurde, dass es um ein Zueinander ging, Tätigkeiten, die das Verhältnis von Personen betrafen, zugunsten neuer Subjektivitäten als Monaden konkurrierender Simulation“ (ebd., 360).

Zudem kritisiert sie, dass durch die ökonomische Betrachtung von Care-Praxen als berechenbare (Dienst-)Leistungen ihr systemkritisches und folglich ihr transformatives Potential verloren gehe. So sei der Standpunkt der Care-Ökonomie „nicht der einer befreiten Gesellschaft, in der alle nach ihren Fähigkeiten füreinander tätig sind, sondern der Standpunkt einer innerkapitalistischen Reformpolitik. (...) Indem nämlich alle Tätigkeiten, die sich auf Menschen richten, eingerechnet sind, (...) bleibt

die Analyse gewissermaßen gleichgültig gegen die Macht und Ohnmacht der verschiedenen Akteure“ (ebd., 362). Durch die Unterschlagung der analytischen Unterscheidungsachsen öffentlich/privat und bezahlt/unbezahlt gingen „die zwei wichtigen Herrschaftsverhältnisse unter. Die der Eingebundenheit der Dienstleistungen in Tauschbeziehungen, also die kapitalismuskritische Betrachtung, und die der persönlichen Dienstbarkeit, also die patriarchatskritische“ (ebd., 362). Die hier vorgebrachte Kritik verstehen wir so, dass die Verwendung von ‚Care‘ als unbestimmtem Sammelbegriff wie ein diskursiver Schachzug funktioniert, der zur Subsidiarität hierarchisch-ökonomischer Ordnungsstrukturen unreflektiert beiträgt.

Das gilt in derselben Weise für das Prädikat ‚sozialinvestiv‘, das seit einigen Jahren im wissenschaftlichen Kontext en vogue ist – zumindest in den sozial-politisch-ökonomischen Diskursen, die das Aufrechterhalten oder Abschaffen des sog. Wohlfahrtsstaats thematisieren. Nolan (2013) zeigt in seiner Analyse, dass ‚sozialinvestiv‘ in Debatten auftaucht, in denen es um die Frage geht, ob es für das (zukünftige) Wirtschaftswachstum sinnvoller sei, staatlicherseits subsidiäre Unterstützung zu leisten, oder aber Ausgaben zu tätigen, die als Investition betitelt und entsprechend kalkuliert werden können. Von Investition ist hier insofern die Rede, als damit staatliche Ausgaben gemeint sind, die einen über das konkrete Wohlergehen hinausgehenden Zweck erfüllen sollen, nämlich zum Wirtschaftswachstum beizutragen. Allerdings bezweifelt Nolan den konstatierten Zusammenhang zwischen *investivem* Wohlfahrtsstaat und Wachstum. Hier handle es sich um „measurement without theory“ (Nolan 2013, 462), sodass die Befunde eher suggestiv als schlüssig seien. Das Gleiche gälte für die Behauptung, ‚social investment‘ korreliere generell mit der Schaffung von Arbeitsplätzen. Beides sieht er als empirisch nicht belegbar an, weil die meisten affirmativen Studien über solche Zusammenhänge als unterkomplex einzustufen seien. Wenn das so ist – worum geht es dem Diskurs dann?

Unseres Erachtens geht es dem Diskurs darum, durch die Rede von Investitionen diese Art von (guten) Sozialausgaben von solchen (schlechten) zu unterscheiden, die dem ‚reinen Verbrauch‘, also dem unmittelbaren Wohlergehen dienen – und damit *nicht reziprok aufgefasst werden können*. Mit der Vokabel ‚sozialinvestiv‘ werden also staatliche Ausgaben für Bildung, Gesundheit etc., von denen zukünftige (Wachstum-)Gewinne erwartet werden, weil sie das ‚Humankapital‘ erweitern, stärken, vergrößern und fit für den marktwirtschaftlichen Wettbewerb machen, von solchen unterschieden, die das – tatsächlich oder scheinbar – nicht vermögen.³ Auf den ersten Blick mag man meinen, dass nichts Falsches daran sei, wenn staatliche Ausgaben in Bildung etc. durch die Rede von der Investition legitimiert werden. Auf den zweiten Blick allerdings bringt das für staatliche Ausgaben, die bei (andauernder) Bedürftigkeit direkt helfen, einen erheblichen Legitimationszwang mit sich. Gerade darum scheint es aber Nolan zufolge *eigentlich* zu gehen. Denn die Übertragung der ökonomischen Kategorie ‚Investition‘ *auf Menschen* zöge die Unterscheidung von Verbrauch und Investition reduktiv ein und mache den Menschen zum Produktionsfaktor, um nicht zu sagen: zum (zweckgerichteten) Produktionsmittel.

Die Frage bleibe, warum trotz fehlender empirischer Evidenz weiterhin an der Unterscheidung in Form von nur zum Konsum bestimmten (konsumptiven) reinem ‚social spending‘ und subsidiären ‚social investment‘ festgehalten wird? Die Vermutung lautet, dass dadurch staatliche Ausgaben, für die „pure consumption“ (ebd., 464), ausgetrocknet werden sollen.

(W)ith a definition of ‘investment’ broad enough to include anything that might conceivably facilitate higher labour force participation or contribute (directly or indirectly) to the health and productive capacity of the workforce, what is it legitimate to exclude? (...) So in seeking to identify types of social spending that offer no prospect of directly or indirectly enhancing the productive capacity of the economy, one is left with a very limited set, such as expenditure on healthcare for elderly persons who would not be working with or without it (ebd., 465).

Das lässt sich freilich auf alle Arten von Care übertragen, die sich nicht unmittelbar in sichtbaren Effekten auf die Produktivitätssteigerung messen lassen, oder die Menschen gelten, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zum Wirtschaftswachstum beitragen werden.

Die Problematik liegt also darin, dass ein Diskurs, der sich in Bezug auf den Sozialstaat ökonomischer Wachstums-Begrifflichkeit wie auch -Rationalität bedient – also im weitesten Sinne zweckrational argumentiert –, dazu führt, eine Auffassung darüber vergessen zu machen, wie moderne Staatlichkeit auch legitimiert werden könnte: Nicht als selbstzweckhafter Wachstumsgenerator, sondern als Ermöglichung eines würdevollen Lebens für *alle* Mitglieder. Gewinne für diejenigen mit zu erwirtschaften, die es selbst nicht ausreichend können, gibt dem Wohlfahrtsstaat eine andere Bedeutung, als die, nur diejenigen mit Unterstützung zu bedenken, die potentielle Gewinnerzeuger sind. Die Rede vom ‚sozialinvestiven Wohlfahrtsstaat‘ verdeckt also die Entscheidung, worum es im Miteinander gehen soll, worin es bestehen könnte. Genau hier wird aber das ganze Feld, in dem ‚Care‘ spielt, relevant. Denn hier stellt sich die Frage nach der Rolle, die ‚Care‘ in diesem Diskurs zukommt bzw. im Miteinander als Praxis zukommen *kann* und *soll*.

Anders gefragt: Welchen Unterschied macht es, ob Care als Investition oder als dem Verbrauch dienend aufgefasst wird? Gilt es, sinn- bzw. nutzvolles Care, das sozialinvestiv ist, von sinn- bzw. nutzlosem Care zu unterscheiden? Auf welcher Seite verortet sich der ‚Care‘-Diskurs in diesem ambivalenten Spiel? Und ist er ausreichend reflexiv, um sich vor einer ungewollten Funktionalisierung zu schützen? Wir vermuten, dass durch die unreflektierte Anwendung der kategorialen Denkmuster der Moderne auf die Phänomene, die ‚Care‘ benennen soll, die bloße Möglichkeit, die soziale Ordnung *anders* als tauschökonomisch, zweckorientiert und hierarchisch *zu denken*, bereits im Vorhof des ‚Care‘-Diskurses unterminiert wird. Dabei ließen sich an den Haltungen und Praxen mit anderen Betrachtungs- und Analyseformen möglicherweise andere Eigenschaften des zwischenmenschlichen Miteinanders entdecken, die gerade nicht ökonomiekonform rekonstruierbar sind. In kritischer Absicht jedenfalls gälte es, sich dieser Ordnungsschemata in den eigenen diskursi-

ven Beiträgen bewusst zu sein und rückzufragen: Mit welchen unhinterfragten und folglich nur scheinbar notwendigen Kategorien wird beobachtet? Lässt sich dieses Caveat, das insbesondere an die wissenschaftliche Beobachtung und den scheinbar bloß deskriptiven Gebrauch von ‚Care‘ gerichtet ist, in der deutschsprachigen Verwendung zeigen?

Zur Pragmatik und Semantik von ‚Care‘ in Alltag und Wissenschaft

Mögliche Antworten auf diese Fragen möchten wir anhand von drei aktuellen Care-Diskursen im deutschsprachigen Raum skizzieren; nämlich erstens in der Organisation des gesetzlich vorgeschriebenen Arbeitsschutzes, zweitens im Bereich der Pflege und Erziehung und schließlich drittens in der Medizinethik. Hier zeigt sich die Spannweite zwischen einerseits unreflektierter oder zumindest kritikloser Anwendung kategorialer Denkmuster der Moderne (Tauschökonomie, Zweckorientierung, Hierarchisierung) auf ‚Care‘-Phänomene und andererseits Haltungen sowie Praxen, die mit anderen Betrachtungs- und Analyseformen Eigenschaften des zwischenmenschlichen Miteinanders entdecken oder postulieren, die diesen kategorialen Denkmustern nicht unterliegen.

Der erste Bereich, in dem wenig öffentlichkeitswirksam über Care, Sorge und Fürsorge diskutiert und entschieden wird, lässt sich im Anschluss an das Bürgerliche Gesetzbuch mit ‚Fürsorgepflicht des Dienstberechtigten‘ betiteln (BGB §§ 617-619). Mit dieser Fürsorgepflicht der Dienstberechtigten, also den heute sogenannten ‚Arbeitgeber_innen‘, ist neben der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall jede Form von zu organisierendem Arbeitsschutz gemeint. Dieser in die Unübersichtlichkeit unzähliger Formalia (Gesetze, Verordnungen, Unfallverhütungsvorschriften) sowie sachlicher Unterscheidungen (sozialer und technischer Arbeitsschutz) ausdifferenzierte Arbeitsschutz bildet das Feld sowohl für Interventionen durch Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften beim Gesetzgeber als auch für betriebswirtschaftliche Management-Theorien in Hinblick auf angemessene Führungsstile: „Wie wirkt sich care-orientierte Führung auf Motivation und Wohlbefinden von Mitarbeiter_innen aus?“ (Teilprojekt FGC 2017). In all diesen Fällen liegt ein Verständnis von Care als Mittel zum Zweck der bestmöglichen Verwertung eingesetzter Arbeitskraft vor, was dann nur – je nach Interessenlage – verschiedenartig benannt wird: Als ‚Optimierung von Unternehmenszielen‘ oder als Gewährleistung ‚Guter Arbeit‘.

Zweitens bildet ein aktuell weites Feld für Diskussionen über Care und Fürsorge der nicht zu bestreitende Mangel an Pflegekräften und Erzieher_innen in Deutschland. Die meisten Erklärungsversuche des Mangels gehen von einem nicht funktionierenden Angebot-Nachfrage-Mechanismus aus, unterscheiden sich aber in der genaueren Herleitung: Gibt es zu wenig Pflegekräfte und Erzieher_innen, weil die damit verbundenen Care-Tätigkeiten gesellschaftlich zu wenig anerkannt (und folglich zu gering entlohnt) oder weil sie zu gering entlohnt (und folglich zu wenig anerkannt) werden? Diesen Überlegungen schließt sich die noch grundle-

gendere Frage an, ob bisher unbezahlte Care-Tätigkeiten entlohnt werden sollten und falls ja: Ist die damit einhergehende Kommodifizierung des vormals Privaten wünschenswert? Werden so – wie von feministischer Seite immer gefordert – weiblich konnotierte Fürsorge-Tätigkeiten aufgewertet oder geht es nur um die finanzielle Entlastung öffentlicher Einrichtungen und Versorger? Die Diskussionen um das von der Deutschen Bundesregierung 2012 eingeführte und drei Jahre später vom Bundesverfassungsgericht gekippte Betreuungsgeld führten anschaulich alle Unterscheidungen vor, auf die die Alltagssemantik im Zusammenhang mit Care angewiesen scheint: Die in modernen Wirtschaftssystemen zentrale, tauschökonomische Unterscheidung in bezahlt/unbezahlt sowie die dieser Unterscheidung parallel laufenden, wenn nicht sogar einschreibbaren, Unterscheidungen in öffentlich/privat und männlich/weiblich – letztere empirisch belegt und beklagt als „strukturelle Benachteiligung“ (Sachverständigenkommission 2017, 21f.) in Form schlecht bezahlter Haus-, Pflege- und Erziehungstätigkeit versus subsistenzsichernder Vollzeiterwerbsarbeit.

In der Medizinethik hat sich drittens seit den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Auffassung von Patient_innenautonomie entwickelt und durchgesetzt, die zuweilen als ‚liberale Standardauffassung‘ bezeichnet wird und wesentlich auf den Überlegungen von Tom Beauchamp und James Childress (2013) beruht. Eine Stoßrichtung dieser Auffassung von Patient_innenautonomie geht gegen einen möglichen Paternalismus und zielt auf die Einebnung der als negativ erachteten Aspekte im klassisch-hierarchischen Gefälle zwischen Ärztin und Patientin. Allerdings wurde und wird unter dem Titel ‚relationale Patient_innenautonomie‘ kritisiert, dass diese Auffassung dazu tendiert, „das Verhältnis zwischen Patient und medizinischem Personal nach dem Muster unabhängiger Vertragspartner zu konturieren, die einander mit voll ausgebildeten Absichten entgegen treten“ (Lipp/Brauer 2013, 36). Aus dieser Kritik resultiert die Forderung, dass Patient_innenautonomie nicht lediglich zu konzipieren ist als eine wie auch immer verstandene Voraussetzung, sondern zu befördern sei durch soziale Integration und praktizierte Fürsorge (Wiesemann/Simon 2013). Ob und inwieweit diese Fürsorge dann auch von Maschinen erledigt werden darf, ist eine durch technologische Fortschritte in der Robotik befeuerte Frage (Brink 2015) und hat die Besonderheit, dass sie die klassische Auffassung von Ethik in dem Sinne fragwürdig macht, als an die Stelle des fürsorgenden Subjektes kein Mensch gesetzt ist.

Zwischenfazit mit zwei Definitionen von ‚Care‘

Im *Oxford Advanced Learner's Dictionary of Current English* heißt es „1. serious attention or thought. 2. protection, charge, responsibility. 3. worry, anxiety, troubled state of mind caused by doubt or fear.“(Oxford Advanced Learner's Dictionary of Current English 1974, 127) Übersetzt ins Deutsche bezeichnet ‚Care‘ eine Art ‚innere Einstellung‘, die sich durch ernsthafte Aufmerksamkeit oder Achtsamkeit

auszeichnet.⁴ So benennt ‚Care‘ hier einen Bewusstseinszustand von besonderer, konzentrierter und gerichteter Qualität darüber sowie eine schützende, verantwortungsvolle Haltung, aber auch Unbehagen bzw. innere Unruhe. Der Gebrauch im Sinne einer Praxis findet sich aktuell in einem Online-Lexikon. Dort heißt es, Care sei der „effort made to do something correctly, safely, or without causing damage; things that are done to keep something healthy, safe etc.; things that are done to keep something in good condition“ (learnersdictionary.com). Care als Praxis, d.h. insofern damit das gemeint ist, was *getan wird*, wird so die Funktion zugeschrieben, subsidiär, konservierend, schützend, erhaltend und/oder stabilisierend zu wirken. Als Synonyme werden aber auch weiterhin „concern, solicitude, anxiety, worry“ angeführt. Als Antonyme „ignorance, neglect, negligence“ – die in gewisser Weise ein paradoxes ‚Tun‘ benennen, das sich gerade dadurch auszeichnet, unterlassen zu werden, abwesend zu sein.⁵

Erste Definition: Als kleinster gemeinsamer Nenner seiner ursprünglichen Semantik scheint ‚Care‘ zunächst eine *auf etwas gerichtete Relation und/oder Praxis von besonderer Qualität* zu bezeichnen, wobei der *Praxis* im Gegensatz zur reinen Relation ein *erhaltender Zweck inhärent ist*.

‚Care‘ lässt sich demnach im Kern als schlichte Gerichtetheit auf etwas oder jemanden verstehen, aber *darüber hinaus* auch als eine zweckorientierte Praxis, die bereits über die reine Aufmerksamkeit hinausgeht. Diese fein nuancierte Unterscheidung findet sich im deutschen Alltags- und im wissenschaftlichen Gebrauch kaum, weil er offenbar allein auf die vielfältigen zweckgerichtet verstandenen Praxen fokussiert und Legitimationszwängen unterliegt. So spiegelt sich die genannte Verwendungsvielfalt insgesamt bspw. in folgendem Versuch, einen bereits sehr über den formulierten kleinsten gemeinsamen Nenner hinausgehenden Minimalkonsens zu definieren: „‚Care‘ umfasst den gesamten Bereich weiblich konnotierter, personenbezogener Fürsorge und Pflege, d.h. familialer und institutionalisierter Aufgaben der Versorgung, Erziehung und Betreuung und stellt sowohl eine auf asymmetrischen Beziehungen beruhende Praxisform als auch eine ethische Haltung dar“ (Brückner 2010, 43). Aus dem skizzenhaften Überblick zur Alltagssemantik und wissenschaftlichen Pragmatik von ‚Care‘ und/oder ‚Fürsorge‘ lässt sich also folgende abstrakte Definition extrahieren:

Zweite Definition: Mit ‚Care‘ werden im *wissenschaftlichen* Gebrauch Phänomene bezeichnet, die sich je als *zweistellige Praxis* auffassen lassen, in denen ein *Relatum in der Lage* und ggf. dazu *aufgefordert ist, ein Defizit des anderen auszugleichen*.

Wenn diese Definition zutrifft, ist die ursprüngliche Konnotation der an sich noch zwecklosen, aber dennoch aufmerksamen Gerichtetheit in den deutschsprachigen deskriptiven wie wissenschaftlichen Reflexionen kaum (noch) präsent. Vielmehr steht das ‚Um-zu‘ im Mittelpunkt, also die Subsidiarität im weitesten Sinne. Auch der Blick auf die Verwendung in (sozial-)philosophischen Zusammenhängen bietet

hier keine andere Perspektive: im Gegenteil scheint es kaum möglich, den Aspekt aufmerksamer Gerichtetheit oder Achtsamkeit (Conradi 2001) effektiv in den hegemonialen Diskurs einzuspeisen.

Die Funktion von ‚Care‘ in der philosophischen Theoriebildung

Eine Begriffsbestimmung, wie sie von der analytischen Philosophie zu erwarten wäre, liegt bislang nur vereinzelt vor. ‚Care‘ spielt hier offenbar eine untergeordnete, wenn nicht sogar unbedeutende Rolle. Denn mit Ausnahme von Harry Frankfurt's Aufsatz „The Importance of What We Care About“ (1982), flankiert von zwei Kommentaren gab und gibt es nur wenig weitere Auseinandersetzung mit Care.⁶ Eine Ausnahme bildet Martha Nussbaum, die im Zusammenhang mit dem fehlgeschlagenen Versuch, eine universelle Bedeutung von ‚Familie‘ zu finden, kurz auch die Bedeutung von Care streift (Nussbaum 2002, 206ff.). Familie bestimmt sie als „Heimstätte der Liebe und Fürsorge“ (ebd.), allerdings nicht ohne darauf hinzuweisen, dass die genaue Gestalt und wer als Mitglied warum dazugezählt wird, kulturellen Konstruktionen unterliegt und mitnichten ‚natürlichen‘ Ursprungs ist. Im Anschluss an Aristoteles, stellt sie die holistisch zu verstehende Frage,

was eigentlich menschliches Gedeihen heißt. Denn erst wenn wir eine sei es noch so vage und allgemeine Vorstellung davon haben, welches die wichtigen Tätigkeiten im menschlichen Leben sind und welche Unterstützung sie zu ihrer Entfaltung benötigen, können wir immerhin angeben, welche Rolle die verschiedenen Arten der von anderen Menschen geleisteten Fürsorge spielen bzw. nicht spielen (ebd., 210).

Als unabdingbar nennt Nussbaum materielle Sicherheit und emotionale Stabilität – wobei sie nur diejenigen (staatlich?) unterstützt wissen will, „die zur Fürsorge wirklich imstande sind“ (ebd.).⁷ Zwar schließt sich auch diese Auffassung einer zweckorientierten Definition an; dennoch ist dem, was man ‚emotionalen Stabilität‘ nennen könnte, der Gedanke einer Relationalität, die um ihrer selbst Willen da ist, inhärent. Wir kommen darauf zurück.

Im (sozial-)philosophischen Diskurs – und damit auch in der politischen Theorie – finden sich in der Tradition der Kritischen Theorie der jüngeren Frankfurter Schule als Antwort auf die von Carol Gilligans Klassiker „In A Different Voice“ (1982) ausgelöste Kontroverse, sowohl von Jürgen Habermas als auch von Axel Honneth Versuche, Care – hier als Solidarität oder Fürsorge – als „Das Andere der Gerechtigkeit“ (2000) ihren diskursethischen bzw. anerkennungstheoretischen Konzeptionen einzuschreiben, um nicht zu sagen: unterzuordnen. Habermas, der an Lawrence Kohlbergs Reaktion auf Gilligans Vorwürfe anschließt (Habermas 2009) und deshalb dessen Terminologie ‚Benevolenz‘ statt ‚Care‘ verwendet, sieht nur Komplementarität vorliegen: „Aus kommunikationstheoretischer Sicht ergibt sich vielmehr ein enger Zusammenhang der Sorge für das Wohl des Nächsten mit dem Interesse für das allgemeine Wohl: die Identität der Gruppe reproduziert sich über intakte Verhält-

nisse reziproker Anerkennung. Darum ist der zur individuellen Gleichbehandlung komplementäre Gesichtspunkt nicht Benevolenz, sondern Solidarität.“ (ebd., 70). Honneth beschränkt diese Komplementaritätsthese zwar korrigierend, bleibt ihr aber dennoch verhaftet:

Zwischen den beiden Moralprinzipien besteht aber nicht nur ein Verhältnis der genetischen Vorrangigkeit, sondern auch eine Beziehung der wechselseitigen Ausschließlichkeit: eine Verpflichtung zur Fürsorge und Wohltätigkeit kann überhaupt nur dort bestehen, wo sich eine Person in einem Zustand so extremer Bedürftigkeit oder Not befindet, daß der moralische Grundsatz der Gleichbehandlung auf sie nicht mehr in einem ausgewogenen Maße anzuwenden ist (Honneth 2000, 169f.).⁸

Die feministische Theorie der letzten 35 Jahre schließt zu einem guten Teil und oft ganz ausdrücklich an die Gilligan-Kohlberg-Kontroverse an. In einem ersten Schritt wird um die Anerkennung und konzeptuelle Einbindung gleichwertiger, weiblich konnotierter ethischer Urteilsfindung und moralischer Praxen geworben; im zweiten Schritt werden die geschlechtlichen Konnotationen – weibliche Fürsorglichkeit und männliches Gerechtigkeitsdenken – skeptisch hinterfragt, was dann zu der abstrakteren und nach wie vor diskutierten Frage nach dem Verhältnis von Care und Gerechtigkeit führt: Sind beide als komplementäre Prinzipien aufzufassen oder kann eines von beiden als das grundlegende ausgewiesen werden? Diese Diskussion wird in der feministischen politischen Theorie durch eine von der Gilligan-Kohlberg-Kontroverse unabhängige Theorietradition ergänzt und verschärft, nämlich die aus der marxistischen Kritik herrührende Unterscheidung von Produktion und Reproduktion, die – Stichwort „Hausarbeitsdebatte“ – dazu verwendet wird, die Nicht-Bezahlung und Geringschätzung von Care-Tätigkeiten zu erklären und zu kritisieren. Welche Wendungen diese Diskussionen über Care innerhalb der feministischen politischen Theorie nehmen können, sei exemplarisch an Frasers und Trontos kontroversen Standpunkten erläutert.

In Frasers Klassiker „Die halbierte Gerechtigkeit“ (2001) wird ‚Betreuungsarbeit‘ in Bezug auf ihre Funktion in verschiedenen staatlichen Arbeitsmodellen, das ist unter der Perspektive einer Allgemeinen Erwerbstätigkeit (ebd., 84ff.), sowie unter Gleichstellungsaspekten (ebd., 92ff.) betrachtet. Letzteres läuft in etwa auf das marxistische Ideal der täglich anteilig zu verteilenden Geistes- wie körperlichen Arbeit für jede und jeden hinaus, die anstelle der ausdifferenzierten Arbeitsteilung treten soll, wie wir sie kennen. Für Fraser liegt daher „der Schlüssel zur vollen Verwirklichung der vollen Gleichheit der Geschlechter in einem postindustriellen Wohlfahrtsstaat (...) also darin, die gegenwärtigen Lebensmuster von Frauen zum Standard und zur Norm für alle zu machen. Frauen verbinden Einkommenserwerb und Betreuungsarbeit (...). Ein postindustrieller Wohlfahrtsstaat muss sicherstellen, dass Männer das gleiche tun“ (ebd., 101), indem der politische Wille dafür sorgt, solche strukturellen Bedingungen zu schaffen, die das gut ermöglichen. Damit argumentiert Fraser an einer Schnittstelle zwischen Feministischer Theorie mit marxistischen

Anklängen und der erwähnten Gerechtigkeitsdebatte, die im Mittelpunkt ihrer Ausführungen steht – ohne Care dabei einen substantiell theoretischen Prinzipienstatus zuzusprechen. Ihr geht es vornehmlich darum, theoretische Debatten zur Gerechtigkeit nicht auf Anerkennungsfragen zu reduzieren, weil sie dann auf Kosten gerechter Umverteilung(sbegründungen) geführt würden.⁹

Demgegenüber wird Care in der Konzeption Trontos (2013), die eine ‚caring democracy‘ denkbar machen will, ein grundlegender Theoriestatus zugesprochen. Care, verstanden als kollektive und weitumfassende Praxis, soll eine ‚Rekonzeptualisierung von Demokratie‘ mit dem Ziel ermöglichen, dass das den klassischen Gerechtigkeitstheorien von Aristoteles bis John Rawls inhärente Defizit mangelnder Inklusion überwunden wird: hin zu einer „integrativen Demokratie“ (Tronto 2000, 25f.). Tronto zufolge kann die avisierte Transformation nicht innerhalb des marxistischen Produktionsparadigmas zureichend erfolgen, weil diese Transformation erfordert, „den Vorrang der wirtschaftlichen Produktion gegenüber anderen Aspekten des menschlichen Lebens zu beseitigen“ (ebd.). Damit grenzt Tronto ihre Überlegungen nach zwei Seiten hin ab: Weder die ‚liberalen Gerechtigkeitskonzepte‘ noch die Konzepte der ‚politischen Ökonomie‘ liefern die richtige Strategie, sondern etwas, von dem sie nicht ausschließen möchte, dass es ‚hoffnungslos utopisch‘ klingt: „Wo beginnt also die Veränderung? Da in menschlichen Gesellschaften die Sorge schon existiert, ist die Verschiebung, die eintreten muss, jene, einer Sache Wert beizumessen, die gegenwärtig abgewertet ist, und die Frage nach Gerechtigkeit im Hinblick darauf zu stellen, wie Sorge organisiert ist“ (Tronto 2016, 846f.). Und es ließe sich hinzufügen: Wie ‚Care‘ begrifflich gefasst wird!

Zusammenfassung und vorläufige dritte Definition von ‚Care‘

Die vorliegende Skizze zeigt, dass ‚Care‘ im gesellschaftlichen, im wissenschaftlichen wie im (sozial-)philosophischen Gebrauch an diversen Schnittstellen zentral auftaucht. Der Begriff bildet einen Knotenpunkt, in dem sich Diskussionen aus Sozialpolitik, Sozialer Arbeit und Ökonomik und die in ihnen oft nur implizite Ethik verschränken. In diesem Sinne schreibt Sabine Plonz, dass sich in „der feministischen Rede von ‚Care‘ (...) diese Notwendigkeit der Kritik und des Wieder-Zusammenzufügens dessen (spiegelt), was sonst konzeptionell getrennt wird.“ (Plonz 2011, 366). Aber mit ‚Care‘ wird neben der synthetisierenden Funktion auch ein deskriptiv-aufläuternder Aspekt verbunden, wie er etwa bei Gilligan im Vordergrund steht. Das verleiht ihm eine kritische Funktion, weil er auch dafür verwendet wird, das, was althergebrachte Argumentationen – wie etwa die Gerechtigkeitsdebatten – bislang übersehen haben, zu benennen. ‚Care‘ ist folglich ein multifunktionaler Begriff, mit dessen (wissenschaftlicher) Verwendung in vielfältiger Weise auf Praxen hingewiesen wird, die Defizite offenlegen, ausgleichen oder abschaffen sollen. Das bestätigt Trontos Auffassung von ‚Care‘ als pan- und utopisch zugleich, insofern sie die damit gemeinten Praxen überall am Werke sieht, aber dessen angemessene

Bewertung oder gar referentielle Funktion zur Beurteilung gerechter Gesellschaften für möglicherweise unrealistisch hält.

Daran wollen wir optimistisch anschließen. Nicht nur, indem die Utopie genauer skizziert wird, sondern auch indem Theoriearbeit am anderen, genuin philosophischen Ende⁹ geleistet wird: nämlich an einer Reformulierung der ethischen und sozialphilosophischen Prämissen in der Moderne. Diese kann so aussehen, dass der den Gerechtigkeitskonzeptionen zugrundeliegende Freiheitsbegriff (als Autonomie und Souveränität) noch einmal im ‚Care‘-Begriff als dessen notwendige Bedingung grundgelegt wird. Um aber die Reduktion auf eine tauschökonomische Interpretation zu vermeiden, gilt es eine Form(ulierung) zu finden, die letztere zwar ermöglicht, aber nicht als notwendig impliziert. Dafür kann die eingangs zitierte, etwas andere Semantik von ‚Care‘, wie sie auch bei Nussbaum impliziert zu sein scheint, wenn sie von „nicht instrumenteller Achtung“ (Nussbaum 2002, 69) schreibt, einen Hinweis geben. Denn damit ist eine konzentrierte achtsame Ausrichtung gemeint, die zunächst an sich zweckfrei, weil keinem Um-zu geschuldet, ist. So eine konzentrierte, achtsame Aufmerksamkeit ließe sich durchaus symmetrisch deuten, d.h. als gegenseitiges Beachten – was aber nicht notwendig ist. In jedem Fall liegt dem notwendig eine Gerichtetheit auf ... zugrunde. Mit so einer rudimentären, aber grundlegenden Auffassung von ‚Care‘ in dem Sinne, dass die reine Gerichtetheit den notwendigen Kern aller konkreten ‚Care‘-Praxen ausmacht, werden die weithin konstatierte Notwendigkeit von Hierarchie und Zweckerfüllung in Frage gestellt,¹⁰ auch wenn das Denken der Moderne zu großen Teilen auf ihnen fußt.

Mit Jacques Derrida könnte man hier auch von einer „Gabe *als* Gabe“ (Derrida 1993, 24ff.) sprechen, die keine Zwecke kennt, weil sie als bloße Anwesenheit auf eine andere Person gerichtet ist und ihr gerade diese wahrnehmende Gerichtetheit *gibt*.¹¹ In diesem Sinne wollen wir unsere folgende *vorläufig* dritte Minimal-Definition von ‚Care‘ verstanden wissen:

Dritte Definition: ‚Care‘ ist im Kern eine *auf etwas oder eine Person gerichtete aufmerksame, aber zweckfreie Relation, die allen ‚Care‘-Praxen notwendig zugrundeliegt*. Sie fordert keine Kenntnis des Anderen, keine Reziprozität und verfolgt keinen außer in ihr liegenden Zweck.

Die Rede vom ‚Kern‘ beinhaltet, dass es sich bei ‚Care‘ um eine basale, notwendige Relationalität handelt, die in einem transzendentalen Sinne, also als unabdingbare Möglichkeitsbedingung jede Art von ‚Care‘-Praxen begleiten können muss. Dafür braucht es Raum und Zeit und die Fähigkeit, jenseits tauschökonomischer Berechenbarkeit ‚Care‘ denken zu können und fordern zu dürfen. Vielleicht könnten sich an diesem Punkt die „verschiedenen Flughöhen“ (Plonz 2016, 801) der Diskurse zu ‚Care‘ kreuzen, seien das akademische oder alltägliche.

Anmerkungen

- 1 Auch wenn die Lesbarkeit dadurch gestört werden könnte, ist es korrekt, ‚Care‘ dann anzuführen, wenn der Begriff gemeint ist und nicht anzuführen, wenn das Phänomen gemeint ist.
- 2 Differenztheoretische Analysen legen Hierarchisierungen zwischen Unterschiedenen als notwendig nahe: Das beginnt bei Hegel – jedenfalls in Bezug auf diverse Abhängigkeitsverhältnisse, wie sie bspw. analog zur Verstand-Vernunft-Hierarchie als Herrschaft und Knechtschaft konzipiert werden und endet nicht zuletzt bei Luhmann, der in Anlehnung an semiotische Überlegungen davon ausgeht, dass Differenzen markierende Zeichen, also jede sprachliche Benennung, hierarchische Verhältnisse implizieren (etwa Luhmann 2003 in Bezug auf die Geschlechterdifferenz). Ungleichheit muss aber nicht hierarchisch aufgefasst werden; vielmehr ist Hierarchie eine Unterart von Ungleichheit, die sich aber immer nur in Bezug auf ein gemeinsames tertium comparationis ergibt.
- 3 Vgl. Foucaults biopolitische Analysen des sogenannten Ordoliberalismus zum Erstarken der Idee, dass Menschen als Humankapital betrachtet werden, in das von Regierungsseite zu investieren ist (Foucault 2006, 185ff.).
- 4 Elisabeth Conradi (2001) verwendet etwa für ihren care-ethischen Entwurf den Titel „Ethik der Achtsamkeit“.
- 5 Etwas nicht zu tun bzw. zu unterlassen, passt nicht in das übliche Handlungsschema von Menschen, weil eben gerade nichts Beschreibbares passiert, kein Phänomen sichtbar wird. Dass das Ausbleiben eines Tuns dennoch Effekte erzeugen kann, zeigt sich nicht nur daran, dass das Wegbleiben subsistenzhaltender Zuwendungen die biologische Subsistenz unmöglich macht, sondern bspw. auch daran, dass Ignoranz oder Missachtung Wut und Zorn erzeugen kann, also wiederum sichtbare Effekte hervorbringen kann. Vgl. hierzu Aristoteles 2007, Rhetorik 2. Buch, 2. Kapitel oder auch Watzlawick/Beavin/Jackson 1969.
- 6 Frankfurt geht es im Wesentlichen darum, Fragen der (Selbst-)Sorge von ethischen Fragestellungen zu unterscheiden, weil es nicht um richtig und falsch und folglich nicht um moralische Urteile geht. ‚Care‘ mache einen dritten Zweig philosophischer Theoriebildung aus, in dem gefragt werde, worum wir uns sorgen: vor allem um uns selbst.
- 7 Nussbaum liegt mit dieser Auffassung von Familie und Fürsorge nicht weit entfernt von Judith Butler, die in „Antigones Verlangen“ (2001) ebenfalls den Versuch macht, die Bedeutung von Familie aus ihrer naturalistischen oder biologistischen Bedeutung zu lösen und stattdessen auf Care-Praxen zu setzen, die prinzipiell von allen Menschen geleistet werden können.
- 8 Die Verortung moralisch gebotener Fürsorge als „Das Andere der Gerechtigkeit“ (Honneth, 2000) wurde mehrfach kritisiert, insbesondere von Elisabeth Conradi, der zufolge Care hier falsch verstanden wird „als Bevormundung und damit Verletzung der Freiheit und Autonomie bestimmter Personen oder gar als deren Bevorzugung und damit als Verletzung des Gleichheitsgebotes“ (Conradi 2001, 21; vgl. auch Schnabl 2005, 316ff.).
- 9 Für Fraser hat sich die Debatte nach 1989 in eine falsche Richtung bewegt, in der es fast nur noch um Anerkennungsgerechtigkeit statt um „Umverteilungsgerechtigkeit“ geht. Für sie lauten aber die entscheidenden „postsozialistischen Aufgaben“ (...): erstens, die Unterscheidung zwischen Kultur und Ökonomie zu hinterfragen; zweitens zu verstehen, wie beide bei der Entstehung von Ungerechtigkeiten zusammenwirken und drittens herauszufinden, wie Ansprüche auf Anerkennung mit Forderungen nach Umverteilung in ein umfassendes politisches Projekt integriert werden können, was eine Vorbedingung für die Abschaffung von Ungerechtigkeiten ist“ (Fraser 2001, 12).
- 10 In Frage stellen heißt weder abschaffen, noch in jedem Fall für falsch halten – es heißt lediglich, kein Ordnungsmuster, und sei es noch so grundlegend, als gegeben und folglich als notwendig bzw. unveränderbar zu betrachten.
- 11 Veröffentlichungen der Autor_innen zu diesem Aspekt sind in Vorbereitung.

Literatur

- Aristoteles**, 2007: Rhetorik. Übersetzt und herausgegeben von Gernot Krapinger. Stuttgart.
- Beauchamp**, Tom L./**Childress**, James F., 2013: Principles of Biomedical Ethics. New York.
- Brink**, Nana, 2015: Entwicklung von Pflegerobotern. Hilfreich, robust, unaufdringlich. Michael Hübner im Gespräch mit Nana Brink. Deutschlandradio Kultur, 20.05.2015. Internet: http://www.deutschlandradiokultur.de/entwicklung-von-pflegerobotern-hilfreich-robust.1008.de.html?dram:article_id=320325 (15.7.2017).
- Brückner**, Margrit, 2010: Entwicklung der Care Debatte – Wurzeln und Begrifflichkeiten. In: Apitzsch, Ursula/Schmidbauer, Marianne (Hg.): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen et al., 43-58.
- Butler**, Judith, 2001: Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod. Frankfurt/M.
- Conradi**, Elisabeth, 2001: Take care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt/M., New York.
- Derrida**, Jacques, 1993: Falschgeld. Zeit geben I. München.
- Foucault**, Michel, 2005: Was ist Aufklärung? In: Foucault, Michel: Dits et Ecrits. Schriften Vierter Band. Frankfurt/M., 687-707.
- Foucault**, Michel, 2006: Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Frankfurt/M.
- Frankfurt**, Harry G., 1982: The Importance of What We Care About. In: Synthese: An International Journal for Epistemology, Methodology and Philosophy of Science. 53 (2), 257-272.
- Fraser**, Nancy, 2001: Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats. Frankfurt/M.
- Fraser**, Nancy, 2013: How Feminism Became Capitalism's Handmaiden – And How to Reclaim It. In: The Guardian am 14.10.2013. Internet: <https://www.theguardian.com/commentisfree/2013/oct/14/feminism-capitalist-handmaiden-neoliberal> (15.7.2017).
- Gilligan**, Carol, 1982: In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development. Cambridge.
- Habermas**, Jürgen, 2009: Gerechtigkeit und Solidarität. Zur Diskussion über „Stufe 6“. In: Habermas, Jürgen: Erläuterungen zur Diskursethik. Frankfurt/M., 49-76.
- Haug**, Frigga, 2011: Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. 53 (3), 345-364.
- Honneth**, Axel, 2000: Das Andere der Gerechtigkeit. Habermas und die Herausforderung der poststrukturalistischen Ethik. In: Honneth, Axel: Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie. Frankfurt/M., 133-170.
- Learnersdictionary**: <http://www.learnersdictionary.com/definition/care> (6.2.2017).
- Lipp**, Volker/**Brauer**, Daniel, 2013: Patientenvertreter und Patientenfürsorge. In: Wiesemann, Claudia/Simon, Alfred (Hg.): Patientenautonomie. Theoretische Grundlagen, praktische Anwendungen. Münster, 106-120.
- Luhmann**, Niklas, 2003: Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: Pasero, Ursula (Hg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays. Frankfurt/M., 15-62.
- Nolan**, Brian, 2013: What Use is „Social Investment“? In: Journal of European Social Policy. 23 (5), 459-468.
- Nussbaum**, Martha, 2002: Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. Drei philosophische Aufsätze. Stuttgart.
- Oxford Advanced Learner's Dictionary of Current English**, 1974. Oxford.

Plonz, Sabine, 2011: Mehrwert und menschliches Maß. Zur ethischen Bedeutung der feministisch-ökonomischen Care-Debatte. In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* 53 (3), 365-380.

Plonz, Sabine, 2016: Mitmenschliche Praxis und politische Ethik heute – ein utopisches Projekt. Editorial. In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* 58 (6), 799-801.

Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (Hg.), 2017: Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Gutachten für den Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin.

Schnabl, Christa, 2005: Gerecht sorgen. Grundlagen einer sozialetischen Theorie der Fürsorge. Freiburg.

Teilprojekt FGC, 2017: Forschungsprojekt ForGenderCare, Teilprojekt „Fördert Fürsorge für Angehörige fürsorgliche Führung?“. Internet: <https://www.leadership-care.wi.tum.de/index.php?id=104&L=0> (15.7.2017).

Tronto, Joan C., 2000: Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: Eckart, Christel/Senghaas-Knobloch, Eva (Hg.): *Fürsorge – Anerkennung – Arbeit*. (Feministische Studien extra), Weinheim, 25-42.

Tronto, Joan C., 2013: *Caring Democracy. Markets, Equality, and Justice*. New York.

Tronto, Joan C., 2016: Kann „sorgende Demokratie“ eine politische Theorie der Transformation sein? In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*. 58 (6), 839-848.

Watzlawick, Paul/Beavin, Janet/Jackson, Don, 1969: *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern et al.

Wiesemann, Claudia/Simon, Alfred (Hg.), 2013: *Patientenautonomie. Theoretische Grundlagen, praktische Anwendungen*. Münster.

Maternity Care: Ein ‚heißes‘ Thema der Politik – kein Thema der (feministischen) Politikwissenschaft? Konzeptionelle Überlegungen zu einem vernachlässigten Politikfeld

TINA JUNG

Einleitung

Die gesellschaftliche Ausgestaltung der Selbst- und Fürsorge für und von Schwangeren, Gebärenden, Wöchnerinnen und jungen Müttern und Eltern, die ich im Folgenden als Maternity Care bezeichne, waren schon seit den 1950er-Jahren Gegenstand gesundheits-, berufs- und mutterschaftsfürsorgepolitischer Aushandlungen (Schumann 2009). Spätestens mit Beginn der 2010er-Jahre hat sich Maternity Care aber zu einem ‚heißen‘, das heißt von verschiedenen Akteuren und gesellschaftlichen Interessengruppen umkämpften und öffentlich sichtbaren Politikfeld gewandelt.¹

Anlass dessen – wenn auch nicht alleinige Ursache – war die sich stetig negativ zuspitzende Arbeits- und Einkommenssituation insbesondere der freiberuflichen